

Eröffnungen

Warten auf die erste U-Bahn

Manuela Kay

Manuela Kay, geboren und aufgewachsen in West-Berlin, ist Journalistin, Autorin und Ko-Geschäftsführerin des Special Media SDL Verlags sowie Mitherausgeberin der Zeitschriften Siegestsäule – Queer in Berlin und L-MAG – Das Magazin für Lesben. Sie veröffentlichte mehrere Bücher, unter anderem Schöner Kommen (Querverlag, 2000), machte sexpositive Filme und ist seit 2007 Mitorganisatorin und -kuratorin des Pornfilmfestivals Berlin.

Ich hatte das große Glück und Privileg, mitten in Berlin geboren zu werden und in Kreuzberg und später in Neukölln aufwachsen zu können. Und ich habe auch bei der Lotterie »im richtigen Alter am richtigen Ort zu sein« ein absolutes Gewinnerlos gezogen. Denn als Teil der Babyboomer-Generation – sogar eine vom Giga-Jahrgang 1964, der in Deutschland die meisten Menschen aller Zeiten hervorbrachte – durfte ich meine Sturm- und Drang-Phase zwischen 16 und 26 genau im Mega-Jahrzehnt der 1980er Jahre verbringen. Die Weichen hätten also nicht besser für mich gestellt sein können. Und ich tat mein Bestes, dem Anspruch an ein wildes Leben, an durchfeierte Nächte und an das unkonventionelle und unangepasste West-Berliner Dasein, gerecht zu werden.

Meine ersten Gehversuche in die angesagte Jugendkultur hatte ich einigen, glücklicherweise sehr coolen und trotz ihres zarten Teenager-Alters ihrer Zeit weit vorausseilenden Klassenkameradinnen meiner Neuköllner Gesamtschule – der legendären Fritz-Karsen-Schule – zu verdanken.

Diese in den Jahren 1979 und 1980 angesagte Jugendkultur war – zu meinem großen Glück – ausgerechnet der Punkrock. So verpasste mir meine Schulfreundin die passende Kurzhaar-Stachelfrisur, färbte mir die Haare, lieh mir eine ihrer vielen Lederjacken und: Ich wurde gewissermaßen ein zweites Mal geboren.

Zuvor, 1979, im Alter von 15, hatte ich bereits erste Annäherungen an meine Mitjugendlichen unternommen und mich unter die anderen Teenies in der raumschiffartigen, spektakulär aussehenden, aber als uncool geltenden Disco *Cheetah* in der Hasenheide gemischt. Aufregender und wesentlich cooler allerdings war da schon das *Sounds* in der Kurfürstenstraße – legendär durch Christiane F. Ein aufregender Ort, an dem ich

mich damals allerdings mindestens zehn Jahre zu jung fühlte und in meiner damaligen Unschuld – auch was Drogendinge anging – eher verschüchtert und sprachlos umherirrte.

Als mich 1980 meine punkigen Schulfreundinnen dann in die Kneipe *Chaos* in der Kreuzberger Großbeerenstraße, in der ich als Kind auch gewohnt hatte, mitnahmen, fühlte ich mich – wenn auch noch immer schüchtern – sogleich Zuhause und unter Gleichgesinnten. Es folgten die *Music Hall* in Steglitz, das *Exzess* nahe Kudamm und auch der legendäre *Dschungel*. Hier sahen die Menschen so aus, wie ich seinerzeit – und teils noch heute – Sexappeal definiere: androgyner Look und kurze Haare bei allen Geschlechtern, eng anliegende Kleidung, die Körperformen betonend, überwiegend dunkle Farben, viel Leder, Nieten, Metall, schwere Stiefel oder hohe Turnschuhe. Lässig, sportlich, rock'n'rollig. Und es lässt sich wohl nicht verbergen, dass sich mein Look seither eigentlich kaum geändert hat. Ich habe damals meinen Stil gefunden und bin ihm wohl bis heute treu geblieben.

Zu Beginn der 80er Jahre hatte ich es also geschafft, in die coolen und angesagten Läden zu gehen und auch die gleichermaßen coolen Leute zu kennen, war aber noch weit entfernt davon, selber cool zu sein – was man mir glücklicherweise nicht ansah. In den Kult-Club *Dschungel* zu kommen war seinerzeit ein ähnlich schwieriges Unterfangen wie heutzutage ins *Berghain* eingelassen zu werden. Aber offensichtlich stimmten mein Look und meine Attitude und so wurde ich niemals abgewiesen. Doch Dabei-sein heißt nicht immer auch wirklich dazugehören. Ich machte scheinbar zwar vieles richtig und wusste, was en vogue war, aber hatte einen durchaus blinden Fleck – und der hieß Sexualität!

Mir schwante schon damals – und das ist bis heute gültig – dass hier in der »Szene der Trendsetter« sehr viel mehr Schein als Sein vorherrscht. Genau wie heutzutage nicht alle Gäste im *Berghain* dort auch wilde Sexorgien erleben. Und genau wie mein heutiges Leben, in dem ich immerhin Mitarbeiterin des Pornofilmfestivals Berlin bin, absolut kein andauernder Pornofilm ist, hatten auch in den wilden 80ern nicht alle das wilde Sexleben, das im Nachhinein so gerne allen Protagonistinnen dieser Zeit angedichtet wird. Und gefühlt hatte ich das geringste und erbärmlichste Sexleben von allen, nämlich noch gar keins! Mich mit meiner Pubertät herumschlagend, schämte ich mich dafür, noch Jungfrau zu sein. Und das, obwohl ich für mein Gefühl damals doch mit 16 Jahren schon alles Sexuelle hätte erlebt haben müssen. So fühlte ich mich ein bisschen als Eti-

kettenschwindel, lässig in diesen Läden tanzen zu gehen, aber in Wahrheit doch noch ein Kind zu sein.

Und noch eine andere Dimension kam hinzu. 1979, im Alter von 15 Jahren, verliebte ich mich zum ersten Mal in meinem Leben – in ein Mädchen aus meiner Schulklasse. Wir hatten eine kurze, zweiwöchige, heftige Liaison, die sich allerdings auf Knutschen beschränkte, weil wir beide vor Angst mehr Körperlichkeit zwischen uns zuzulassen fast gestorben sind. Schon beim ersten Kuss mit ihr war mir für immer klar: Es werden immer nur Mädchen oder später Frauen sein, die ich küssen und die ich anfassen möchte.

Auch sie, meine erste große Liebe, gehörte zu der coolen Punkclique aus meiner Schule und ihr und den anderen habe ich zu verdanken, dass mich diese tollen Mädchen in die West-Berliner Lesbenszene einführten. Unsere erste Anlaufstelle war das *Blocksberg* in der Yorckstraße, das dann allerdings nur noch kurz, bis 1980, existierte. Hier sah ich zum ersten Mal »echte Lesben«, die trugen überwiegend Latzhosen, schlabbrige Wollpullover, Vokuhila-Frisuren und entsprachen auch sonst so überhaupt nicht meinem jüngst gefundenen Sex-Appeal. Ganz im Gegenteil. Etwas später dann führte auch mein Weg, wie bei so vielen Junglesben, ins *Pour Elle (PE)*. Diese Kultstätte lesbischen Nachtlebens in der Schöneberger Kalckreuthstraße war eigentlich bereits zu Lebzeiten komplett aus der Zeit gefallen. Plüschige Sofas, Kunstblumen, viele Spiegel und viel angestaubter Dekokram, dazu schlimme Musik, veralteter deutscher Schlager – und das zu Zeiten von Punk, New Wave. Die allgegenwärtige Aufbruchsstimmung der Zeit hatte vor den Türen des *PE*, wie man es in Insiderkreisen nannte, Halt gemacht. Hier traf ich auf eine Welt von Lesben in Blazern, deren Kragen hochgeklappt waren. Die meisten Gäste waren aus meiner Teenager-Sicht steinalt, also mindestens über 25 und so überhaupt nicht mein Style. Auch umgekehrt stießen ich und meine Punkfreundinnen nicht auf Begeisterung. Unser Leder- und Nietenlook war nicht angesagt, einmal, 1983, wurde ich sogar mal nicht ins *PE* eingelassen, weil man keine »SM-Lesben« haben wollte. Ich hatte seinerzeit keine Ahnung, was damit gemeint sein könnte.

So war ich viele Jahre im Berliner Nachtleben auf der Suche nach einer erotischen Heimat – und auf der Suche nach meiner Sexualität, die ich ungeduldig und hormonell immer drängender endlich umfassend entdecken wollte. Doch das sollte ein langer Weg werden.

In den punkig-wavigen populären Läden wie dem *Dschungel* oder der

Music Hall, meiner damaligen Lieblingsdisco, dem *Exzess*, dem *Risiko* (das 1980 in den ehemaligen Räumen des *Blocksberg* aufmachte), der *Bronx* in der Wiener Straße, dem *Spektrum* oder dem *Café Central*, später *Café Swing* am Nollendorfplatz, spielte die Musik, die ich liebte und die mein Lebensgefühl ausdrückte. Die Menschen dort sahen aus wie ich, wir waren Teil einer wunderbar uniformierten Jugendkultur. Es gab einen tollen Zusammenhalt und eine Kultur, die man heute sicher als »queer« bezeichnen könnte. In der Punkszene waren Frauen und Männer einander optisch relativ nahe. Mit immer mehr Bands, in denen Frauen nicht nur singen durften, sondern bestimmend waren, wurden neue, auch feministische Standards für Musik und ihre Protagonistinnen festgelegt. Und es war total egal, welche sexuelle Orientierung man hatte, hier feierten Schwule, Lesben, trans Menschen und Heteros gemeinsam ihre »no future« Haltung.

Doch mir reichte das nicht. Vielleicht weil es so einfach war? Ich wollte zu einer weiteren Subkultur gehören. Vielleicht weil ich das ganz klar ausgesprochen Homosexuelle, das Lesbische, noch verwegener fand als die Punk-Szene. 1981 nahm ich zum ersten Mal an einem CSD in West-Berlin teil. Ich hatte zuvor keine Ahnung, dass es eine politische Bewegung rund um Homosexualität gab, und kannte auch die Historie der Stonewall-Aufstände nicht. Doch ich war so dermaßen geflasht, mit damals immerhin 2.000 anderen Homosexuellen (überwiegend schwulen Männern, viele davon maskiert aus Angst ihren Job zu verlieren, wenn sie erkannt würden) durch die Straßen Berlins zu laufen und dieses so wärmende und aufbauende Gefühl zu erleben, nicht allein zu sein. Ich war zuvor schon auf zahllosen Demos gewesen, auf Antifa-Demos, Hausbesetzer-Demos, Friedens- oder Anti-AKW-Demos. Doch so wie auf diesem CSD hatte ich mich noch nie gefühlt.

Von da an war ich noch mehr zerrissen zwischen meiner einen Heimat, der Punkszene, und der »Subkultur« wie damals die Homoszene hieß. In der Punkszene stimmte für mich alles: der Style, die Musik, die politische Haltung, dass Unangepasste und Freche, das Hinterfragen von Kapitalismus und der herrschenden Verhältnisse, der Hang zum Regelverstoß bis hin zum leicht Kriminellen. All das war unfassbar sexy für mich und drückte mein schlecht gelauntes, aggressives Teenager-Dasein umfassend aus. Doch in der Punkszene fand ich bis auf einige wenige Flirts und Knutschereien nie eine Freundin. Irgendwie wurde hier das sexuell-rebellische der Homosexualität einfach von der generellen Rebellen-Attitüde verschluckt. In der

Lebenszene waren zwar alle lesbisch, aber zumeist unsexy, hörten die falsche Musik und waren – für meinen Geschmack und Anspruch – viel zu hippiemäßig unterwegs.

Heilsbringer für mich und meine Suche nach sexueller Selbstfindung taten sich dann aber in den Jahren 1982, 83 und 84 auf. Da war die Schwulenszene, mit so abgefahrenen Discos wie dem *Metropol* am Nollendorfplatz, das dem *Dschungel* in Sachen Coolness den Rang ablief, oder dem *Querelle* und dem *Construction*. Ich schaffte es, auch Discomusic neben dem Punkrock zu akzeptieren. Vor allem aber gab es immer mehr Läden, die meine beiden Leidenschaften wunderbar kombinierten, allen voran meine Lieblingsbar auf der ganzen Welt und für alle Zeiten: Die *O-Bar* (Oranienbar in der gleichnamigen Straße in Kreuzberg). Hinzu kamen neue Orte, die weniger plüschig waren und mehr Neonlicht hatten, was damals unbedingt notwendig schien. Die Lesbenkneipe *Paramount* in der Schöneberger Hauptstraße wurde zu meinem regelmäßigen Anlaufpunkt, genauso das *Pelze* in der Potsdamer Straße, das mir Lesbischsein von einer ganz anderen, erotisch aufgeladenen und sexuell sehr selbstbewussten Seite zeigte. Langsam machte ich meinen Frieden mit den beiden Welten und scheinbar war ich nicht die einzige, die zwischen der Lesbenwelt, dem sogenannten »Sub« und der neonbeleuchteten Disco-Club- und Punk-Welt hin und her switchte. Viele Lesben traf ich in so manchen Nächten sowohl hier als auch dort.

Ich ging damals noch zur Schule, machte Ende 1982 das Abitur und jobbte danach. Ich lebte von extrem wenig Geld und wohnte in einer Zweier-WG in Moabit. Meinem Tagebuch aus dem Januar 1983 entnehme ich eine Nacht, in der ich folgende Locations in dieser Reihenfolge besuchte: *Paramount*, *Linientreu*, *DNC*, *Mink*, *Dschungel*, *Zest*, *Risiko*. Wie ich das finanziell, logistisch und kräftemäßig gemacht habe ... mir ist das heute schleierhaft! Vor allem aber heißt das, ich bin von Moabit nach Schöneberg, dann zu mehreren Locations rund um den Kudamm, dann wieder nach Schöneberg und irgendwann zurück nach Moabit gefahren. Zwei Bars und fünf Clubs an einem Abend. Wie habe ich das nur finanziert? Auch erinnere ich mich deutlich daran, eigentlich die meiste Zeit in der U-Bahn verbracht zu haben. Ich hatte kein Auto, Fahrradfahren galt als uncool und selbst laufen kam mir nie in den Sinn. Lieber wartete ich mitunter Stunden auf oder vor U-Bahnhöfen auf die erste U-Bahn oder an der Nachtbushaltestelle, obwohl ich zu Fuß sehr viel früher ans Ziel gelangt wäre. Doch Vernunft gab es nicht in dieser Zeit. Egal, ob ich zur Schule

oder später dann zur Arbeit musste, ich ging fast jeden Abend aus und verpasste gerne für nur noch ein weiteres Bier die letzte U-Bahn. Damals fuhr die U-Bahn auch am Wochenende nicht durch, sondern hatte gegen ein Uhr Betriebsschluss und fuhr dann wieder ab circa 4.30 Uhr. Ich erinnere mich an unzählige Morgende, an denen ich am Nollendorfplatz nach dem Besuch im legendären *Die 2* – wo ich zwischen 1981 und 1990 regelmäßig, teilweise mehrmals die Woche verkehrte – auf die erste U-Bahn wartete. Diese ewige Warterei und das Hin- und Hergefare gehörten damals zum Ausgehen dazu und wurde nie infrage gestellt. Einzige akzeptierte Alternative war das Trampen, das in der Stadt aber nicht immer einfach war und teilweise ebensolche lange Wartezeiten mit sich brachte. Dennoch bin ich des Öfteren auch mal zur Schule oder Arbeit oder in die Disco getrampt.

Mitte der 80er hatte ich nicht nur mehr Frieden mit der Lesbenszene gemacht, ich hatte auch meine Pubertät hinter mir gelassen und fühlte mich erwachsener und sexuell etwas souveräner. Ich hatte immerhin ab 1982 meine erste feste Freundin, 1984 meine zweite Freundin. Witzigerweise lernte ich beide nicht in der einen oder anderen Szene kennen – beides waren ehemalige Schulkameradinnen von mir. Mit ihnen zog ich durch die Szene und die Nächte und besuchte mehr und mehr auch alternative Homokale wie das *Café Lila*, das *Andere Ufer*, *Café Graefe*, das *Querelle*, das *Swingtime*, das *Steps*, ich entdeckte *Ellis Bier Bar* als Relikt einer Szene, die ich nicht mehr kennengelernt hatte und ging aber auch noch immer in sehr angesagte, nicht reine Homo-Clubs wie das *Cri du Chat*, das *Basement*, sah Konzerte im *Loft* oder im *KOB*. Die meiste Zeit allerdings verbrachte ich in der *O-Bar*. 1985 zog ich, nach einem kurzen WG-Intermezzo in Wedding, nach Kreuzberg 36, wo ich wieder eine Zweier-WG gründete. Ich wohnte fußläufig zur *Oranienbar* und war teilweise zum Frühstück dort – oder zum Kaffee nachmittags und abends erneut.

In dieser Bar lernte ich mehr Menschen kennen, erlebte mehr Skurriles und Einprägsames, habe geweint, gelacht, geknutscht, gekotzt und gefeiert (und sogar auch mal einen Film gemacht), als in allen anderen erwähnten Läden zusammen. Hier begannen meine Nächte, hier endeten sie auch meist.

1986 eröffnete die Lesbendisco *Lipstick* am Richard-Wagner-Platz in Charlottenburg. Heute eine gefühlte Weltreise, machte es mir damals nichts aus, mit der U-Bahn von der *O-Bar* in Kreuzberg, mit einem Abstecher ins *Pelze* oder *Paramount* in Schöneberg, nach Charlottenburg zu fahren und wieder zurück in die *O-Bar* – zur Not auch einmal mit der letz-

ten U-Bahn hin und (auch die nervige Wartezeit in Kauf nehmend) mit der ersten wieder zurück.

Ebenfalls im Jahr 1986 begann ich, mich an der damals noch schwulen Radiosendung *Eldorado* zu beteiligen. Das sollte mein Leben prägen und schwullesbischen Aktivismus (heute würde man LGBTI-Aktivismus dazu sagen) für immer in meine DNA einpflanzen. Parallel hatte ich halbherzig an der FU begonnen zu studieren, schlug mich mit Studentinnenjobs durch – die Möglichkeit dieser Jobs waren eigentlich der Hauptgrund für meinen Studentinnenstatus – und machte ehrenamtlich Radio. Als 1987 das erste Berliner Privatrado auf Sendung ging, war unser kleines selbstgemachtes Homo-Programm dabei: *Radio 100*, der erste private Radiosender Berlins, links-alternativ, kollektiv und chaotisch angetreten, um die Welt zu revolutionieren, hatte zur Überraschung aller, diese erste ausgeschriebene Frequenz erhalten und *Eldorado* war Teil dessen! Dass ein solcher Sender eine Frequenz zugesprochen bekam, grenzte an ein kleines Wunder und war wohl nur in dieser speziellen Zeit und nur in West-Berlin möglich – ein bisschen vergleichbar vielleicht mit den heute auch nur noch schwer vorstellbaren Freiheiten und Aufbrüchen in der Weimarer Republik.

Seinerzeit gab es nicht viel Auswahl an Radiosendern, obwohl wir mit den Alliierten-Sendern wie *AFN*, *BBC*, *FFB* und auch den DDR-Sendern die in West-Berlin empfangbar waren, und zudem noch dem *RIAS* besonders belohnt oder, je nachdem, wie man es sieht, auch bestraft wurden. *Radio 100* war etwas komplett Neues und wurde schnell beliebt und erfolgreich. Und mit ihm *Eldorado*. Ich wurde fester Bestandteil der Redaktion und moderierte mindestens eine Sendung pro Woche. Später dann, als die Lesben und Schwulen aus dem *Eldorado*-Dunstkreis sich im ganzen Sender breit machten, moderierte ich auch Morgen- und Vormittagssendungen und durfte meine Stimme bis zu viermal die Woche in ganz Berlin erklingen lassen. Und ganz Berlin ist hier wörtlich gemeint, denn unsere Radiowellen überstrahlten natürlich auch die Berliner Mauer. Wir hatten viele Hörerinnen und Hörer in Ost-Berlin. Hier kam *Eldorado* natürlich noch eine besondere Aufgabe zu: Die Sichtbarmachung von Homosexualität und die Verbreitung von Informationen zu Themen, die in der DDR ausgeklammert wurden. Einen offenen Umgang mit Homosexualität, Infos zu HIV und Aids und schließlich auch Veranstaltungstipps, die uns aus dem Osten per Brief geschrieben wurden, verbreiteten wir über den Äther und über die Mauer hinweg, wieder zurück nach Ost-Berlin. So bekam ich mehr und mehr von der Szene in Ost-Berlin mit und machte

mich 1987 neugierig auf, um mal die legendäre *Busche* oder die *Schoppenstube* zu sehen. Doch ich wurde jäh gebremst: Die Einreise wurde mir am Grenzübergang Friedrichstraße verweigert, wohl weil ich so aussah, wie ich aussah. Ein bisschen war das, wie schon Jahre zuvor im *Pour Elle* – Piefigkeit gab es eben in West und Ost!

Derweil in West-Berlin ging ich unbeirrt weiter täglich aus. Das Radiostudio lag in der Potsdamer Straße in Schöneberg, nur wenige Türen neben dem *Pelze*, einem meiner Lieblingsorte. Denn dort herrschte eine, für einen Lesbenort ungewohnt sexuell offene Atmosphäre, und ein abenteuerlustiges, aufgeschlossenes Klientel verkehrte dort. Wohltuend locker und durchaus verwegen wurde hier gefeiert und gevögelt, wie an nur wenigen Orten, an denen sich Lesben trafen. Immerhin kann sich das *Pelze* mit dem ersten Darkroom für Lesben in Berlin brüsten. Des Öfteren gab es hier Sex- oder Erotikpartys und in diesem Laden konnte ich sehr viele Erfahrungen sammeln und vor allem: die Scham ablegen!

Ansonsten ging ich sehr häufig ins *Lipstick*, ins Schwulenzentrum *SchwuZ* (damals noch in der Hasenheide) – in dem wir auch viele *Eldorado*-Partys feierten –, ins *Trash*, ins *Kumpelnest*, ins *Krik*, ins *Sox*, ins *Café Anfall* und natürlich immer und immer wieder in die *O-Bar*, wo ich auch viele meiner Radio-Kolleginnen und -kollegen traf.

Mittlerweile hatte ich mir auch endlich ein Motorrad zugelegt – ein Traum, den ich lange gehegt hatte und der mein lesbisches Selbstverständnis gewissermaßen vervollständigte. Dank meiner kleinen Honda hatte nun auch die ewige U-Bahn-Warterei ein Ende, und ich konnte noch mehr Zeit in Bars und Clubs verbringen! Neben dem Radio, dem ich immer mehr Zeit und Energie widmete, studierte ich mehr oder weniger ernsthaft an der FU und lebte von einem Studentinnenjob mit 20 Stunden die Woche. Meine Tage hatten offensichtlich mindestens 36 Stunden. Wie ich das zeitlich, finanziell und kräftetechnisch hinbekommen habe, grenzt für mich rückblickend an ein kleines Wunder.

Auch war mein erotisches Erwachen mittlerweile sehr viel weiter fortgeschritten – vielleicht auch, weil sich der zufriedenstellende und erfolgreiche Radio-Job und auch mein Motorrad positiv auf mein Selbstbewusstsein auswirkten. Ich traute mich mehr und bekam auch mehr Aufmerksamkeit von Frauen. Vielleicht etwas zu viel. Die Lesbenszene blühte auf und ich mit ihr. Ganz anders als das Mauerblümchen, das sich noch mit 15 oder 16 schüchtern an seinem Getränk in den angesagten Clubs festhielt, verkehrte ich nun souverän und auch stadtbekannt zwischen *Lipstick*, *Krik*, *Cazzo*,

Anfall, SchwuZ, Pour Elle (das mich immer mal wieder mit einer gewissen Ekelfaszination anzog), dem *Schoko-Café, KOB, Steps* und natürlich stets der *O-Bar*. Ich hatte Freundinnen, Affären, Affärchen, Flirts und die entsprechenden Dramen dazu. Mehr als genug Dramen. Denn so weit war es mit der gefühlten Souveränität im zarten Alter zwischen 22 und 26 doch noch nicht. Ich ahnte zwar, dass so manche Affäre vielleicht unnötig war und nur Chaos und Herzschmerz verursachte, konnte es aber auch nicht lassen. Der Hunger nach Leben, Bestätigung und freier Sexualität war größer. Also tat ich in meiner steten Angst etwas zu verpassen alles, damit dies nicht geschehen konnte – und strapazierte damit so manche Frauenherzen über. Mein eigenes wohl gemerkt aber am meisten!

Langeweile kam wirklich nicht auf bei mir. Ich studierte weiter, machte Reisen, mit Motorrad und ohne, politisierte mich immer stärker, und mischte mich in die Szene-Debatten ein. Aids kam auf und viele meiner schwulen Freunde und auch Kollegen im Radio waren betroffen. Es wurde deutlich, wie notwendig es für die schwul-lesbische Szene wurde, sich selbst zu organisieren und sich auch selbst zu helfen. Denn niemand tat das für uns. Und solange nur Schwule und Junkies in Europa starben, gab es scheinbar keinen dringenden Handlungsbedarf. Information, Forschung, Bekämpfung dieses neuen, unbekannten, damals noch absolut tödlichen Virus kam nur schleppend und halbherzig voran.

Mit dem Aufkommen von Aids endete jede sexuelle Unschuld in West-Berlin und es machte einer düsteren Angst und Unsicherheit Platz. Aids läutete das Ende des West-Berliner Lebensgefühls ein, lange bevor der Mauerfall dies dann endgültig bewerkstelligte.

1988 gelang es mir dann tatsächlich doch nach Ost-Berlin eingelassen zu werden und mich dort mit einigen lesbischen Aktivistinnen zu treffen, um ihre Perspektive, nach einigen Gesprächen, auch im Radio verkünden zu können. Das unterdrückte (homosexuelle) Leben in der DDR einerseits und die unreflektierte Staatstreue einiger anderer aktiver Lesben und Schwulen dort andererseits ließen meine linken Utopien platzen wie eine Seifenblase. Das hatte ich mir anders vorgestellt. Ich musste zugeben: Ich hatte mir eine ganz andere sozialistische Gesellschaft gewünscht und vielleicht auch verklärt, schöngeredet – naive, links-sentimentale Romantikerin, die ich war. Auch ein Besuch in der *Busche* in Weißensee, der großen und in dieser Form einzigen (inoffiziellen) Disco für Homosexuelle der DDR, trug nicht unbedingt dazu bei, dass ich Ost-Berlin etwas abgewinnen konnte.

Und dann: Trotz all meiner Kontakte, dem Zugang zu Informationen, meiner Wachheit und Aufmerksamkeit – als der Anruf meiner damaligen Freundin kam, dass ich zum Grenzübergang kommen solle, denn die Mauer sei offen, habe ich nicht kapiert, wovon sie redet, und hatte auch nichts dergleichen antizipiert. Ich legte das Telefon wieder auf und schlief weiter, weil ich am nächsten Morgen, dem Morgen des 10. November 1989 – ein Freitag – die Morgensendung »Morgengrauen« im Radio zu moderieren hatte. Wie in Trance fuhr ich an diesem dunklen, kalten Novembermorgen mit meinem Motorrad zum Radio, bemerkte um 5.30 Uhr sehr viel mehr Menschen auf der Straße als sonst und den unvergleichlichen Geruch von Trabi-Zweitakterbenzingemisch. Als ich in die Redaktionsräume kam, fand ich ein ungewohntes Gewusel vor und traf geradezu hysterische Menschenansammlungen in unserem Büro an.

Doch erst, als ich um 6.30 Uhr die ersten Kurzmeldungen über das Radio verlas und ich mich selber sagen hörte: »Seit der vergangenen Nacht ist die Mauer zwischen Ost- und West-Berlin geöffnet«, begriff ich, was wirklich geschehen war.

Wie in der Zeitlupeneinstellung eines Autounfalls verstand ich langsam, noch während ich die Neuigkeiten ins Mikro sprach, dass alles, was ich bisher kannte, soeben zu Bruch gegangen war und hier nicht weniger als der Anfang vom Ende stattfand – oder auch der Beginn einer neuen Zeitrechnung, einer Zeitrechnung, die ohne mein geliebtes West-Berlin beginnen sollte.